



1926-10-05

Weshalb ich Professional wurde

Suzanne Lenglen

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261005&seite=13&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Lenglen, Suzanne, "Weshalb ich Professional wurde" (1926). *Essays*. 624.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/624

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Sport-Beilage

Der

„Neuen Freien Presse“

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by „Neue Freie Presse“ for Austria and elsewhere by the North American Newspaper Alliance. All rights reserved. Reproduction in full in or in part prohibited.

Weshalb ich Professional wurde.

Von Suzanne Lenglen.

In den zwölf Jahren, seit ich Meisterin bin, habe ich anderen buchstäblich Millionen zu verdienen gegeben, und ich selbst mußte tausende Francs allein an Nenngeldern bezahlen, um mitspielen zu dürfen. In allen Riviereturnieren, bei denen ich gespielt habe, wurden durchschnittlich über 40.000 Francs an Eintrittsgeldern vereinnahmt. Ich habe an meiner Karriere so schwer gearbeitet, wie irgendein Mann oder eine Frau an der ihrigen. Und meiner ganzen Lebenszeit habe ich keine 1000 Pfund verdient und keinen Penny durch meine Spezialität, mein Lebensstudium: Tennis. Das Nenngeld für ein Tennisturnier beträgt gewöhnlich 100 Francs. Ich habe es stets erlegt; selbst wenn mein eigenes Spiel in einer Meisterschaft die Hauptattraktion des Tages war.

Ich bin 27 Jahre alt und nicht wohlhabend – sollte ich eine andere Laufbahn einschlagen und jene lassen, für die ich, wie man sagt, Genie habe? Oder sollte ich über die Aussicht auf tatsächliche Armut lächeln und fortfahren, ein Vermögen zu verdienen – für wen? Demokratie ist heute das Schlagwort. Was will man von dem armen Amateur? Wovon soll er leben? Soll der Sport den unabhängigen Reichen überlassen bleiben? Der Amateurismus verlangt, daß der Spieler ein selbständiges Einkommen habe, sonst vorurteilt er ihn, da er dem Sport nur seine halbe Aufmerksamkeit widmen kann, zur Mittelmäßigkeit – oder zum Schwindel. Er räumt dem Reichen auf dem Spielplatz einen Vorteil ein. Das erscheint in einer Welt etwas sonderbar, die Jahrhunderte lang durch Revolutionen geschritten ist, um den Grundsatz der Gleichheit durchzusetzen.

Seitdem ich Tennis zu spielen begann, war mein Vater mein einziger Lehrer und Mentor. Er lehrte mich nicht nur die Schläge und die Taktik des Spieles, sondern er impfte mir auch seine eigene große Liebe für den Sport und die Regeln sowie die Bedingungen tief ein, unter denen es gespielt wird.

„Tennis“, pflegte er zu sagen, „ist ein reiner Sport, und um darin erfolgreich zu sein, mußst du stets eine untadelige Spielerin bleiben. Sobald du älter und im Spiel tüchtiger sein wirst, hast du großen Versuchungen zu widerstehen. Es werden auf dich, wie auf alle anderen reinen Amateure, zahlreiche Gefahren lauern. Sei vorsichtig, damit dir nichts deine Amateurqualifikation raube.“

Daraus ersieht man, daß der Amateurismus für mich stets eine Art Religion gewesen ist. Aber als ich etwas älter wurde, begannen sich in meine Religion kleine Zweifel einzuschleichen – kleine Widersprüche in den sogenannten Amateurregeln brachten in meiner Seele Gedanken sonderbarer Erkenntnis zum Reifen.

Ein kleiner Junge, der bei dem Nizzaer Lawn Tennis-Klub, bei dem ich gewöhnlich spielte, die Bälle aufhob, verriet auffallende Begabung und benützte seine freie Zeit, um einige Sous zu verdienen,

indem er mit unseren fashionablen Mitgliedern spielte. Bald spielte er besser als die meisten, die ihn engagierten. Nichtsdestoweniger blieb ihm die Möglichkeit verschlossen, gegen sie bei Turnieren zu spielen – weil er für sein Spielen bezahlt worden war.

Als ich noch älter und im Spiel geschickter war, wurden meine Zweifel immer größer. Ich sah die Tribünen des Rivieraklubs vollgepfropft von vornehmen Zusehern, die unerschwingliche Beträge bezahlt hatten, um dem Amateurturnier beizuwohnen. Schließlich kam Wimbledon mit seiner ungeheuren Masse von Turnierenthusiasten. Tausende Menschen, erpicht hineinzugelangen, um die Amateure zu sehen, bereit, jeden Preis für einen Sitz zu bezahlen, und noch viele Tausend – viel mehr Tausende – harrten draußen weil sie die Kosten des Eintritts nicht erschwingen konnten.

Wohin kam das ganze Geld? Hat es dem Sport einen guten Dienst erwiesen, daß er Höchstpreise und Exklusivität schuf? War es fair gegenüber den Spielern, die es sich nicht erlauben konnten, Amateure zu bleiben, und war es fair gegenüber den Zusehern, die Preise so hinaufzutreiben, daß nur die Prominenten sie bezahlen konnten?

Und schließlich, warum sollten nicht auch die Spieler etwas davon bekommen? Es kostet die meisten von uns jahrelange Übung und ein Lebenswerk. Wenn wir sogenannten Amateurspieler umsonst spielten, warum errichtete man nicht auch eine Amateurtribüne, wo man umsonst zusehen konnte?

Die Frage verwirrte mich und die patentierte Ungerechtigkeit dieser Situation veranlaßte mich, die Sache mit meinem Vater zu besprechen. Er gab mir zu, daß in diesen Geschäften etwas faul sei, wußte aber weder Abhilfe zu schaffen noch meine vielen Fragen zu beantworten.

Die Kriegsgeschichte meines Landes ist allgemein bekannt. Unser Vermögen verlor an Wert und sein Kaufwert wurde kleiner und kleiner. Mein Vater klagte, daß das wirklich genügende Einkommen, dessen wir uns einst erfreuten, obgleich ungeschmälert, an Wert beträchtlich eingebüßt hatte. Der Luxus, den wir uns früher erlaubt hatten, mußte gewöhnlicher Behaglichkeit weichen. Andere Mädchen in meiner Lage verdienten ihr Nadelgeld auf verschiedene Arten, wie durch Musik und Malerei, was sie früher einmal gelernt hatten. Ich hatte mich ganz und gar dem Tennis verschrieben. Es war das einzige, das ich wirklich gut konnte, aber nun war es mir verboten, damit nur einen Sou zu verdienen. Als ich zuletzt in Wimbledon spielte, nahmen sie bei der ersten Kartenausgabe zwölf Millionen Francs ein – wie viele hübsche Kleider könnte man dafür kaufen!

Ein kleiner, den Brüdern *Burke* gehöriger Rivieraklub hatte das Glück, das Match zwischen der Meisterin von Amerika *Helen Wills* und mir zu arrangieren. Sie bauten Tribünen, die um 4000 Personen mehr faßten als gewöhnlich. Sie verdoppelten die ohnehin schon erstaunlich hohen Eintrittspreise. Am ersten Tage des Verkaufes waren die Karten vergriffen, Spekulanten erzielten fabelhafte Preise. In Häusern mit der Aussicht auf den Spielplatz wurden die Fenster zu Preisen vermietet, die früher einmal für das ganze Haus gezahlt wurden. Ein unternehmender Hauseigentümer entfernte die Ziegel seines Daches und besteuerte die Zuseher für die Erlaubnis, ihre Köpfe durch die Löcher zu stecken, um etwas vom Spiel zu sehen. Am Tage des Spieles mußte die Gendarmerie den Platz vor der enttäuschten Menge schützen, die keine Eintrittskarten erstanden hatte. Die Leute [sic] [Leute] waren bereit, für den Eintritt zu bezahlen. Es waren zum größten Teil wohlhabende Leute, die für die Erlaubnis zahlen wollten, Miß *Wills* und mich – zwei Mädchen in bescheidenen Verhältnissen – miteinander spielen zu sehen – um

nichts. Wieder ging mir die Frage durch den Kopf: wenn wir Amateure ein Lebenswerk für nichts beistellen müssen, warum gibt es keine Amateurtribüne, von der man umsonst zusehen kann?

Schließlich überlegte ich, was zu erwarten sei. Die Bisitzer dieser Klubs, bei denen ich so oft spielte, waren zumeist pfiffige Geschäftsleute, die darauf sahen, daß ihnen diese Turniere tüchtige Profite eintrugen. Mit wenigen Ausnahmen floß der Gewinn aus diesen Amateurexhibitions in die Taschen Privater. Aber dabei mußte nicht nur das Publikum Eintrittsgeld zahlen, sondern auch die Spieler hatten eine hohe Meldegebühr zu entrichten, um am Turnier teilnehmen zu dürfen. Der Klubherr bekommt Geld von beiden Seiten. Nach diesen absurden und veralteten Amateurregeln kann nur ein reicher Mensch mitspielen, und es ist Tatsache, daß nur reiche Leute mitwirken. Ist das fair? Gereicht dies dem Sport zum Vorteil? Macht es Tennis populär – oder trägt es nicht dazu bei, eine riesige Zahl von Tennistalenten zu unterdrücken und zu behindern, die in den Körpern junger Männer und Mädchen schlummern, deren Namen nicht im Register der Gesellschaft eingetragen sind?

Trotz dieser Hemmnisse taucht manchmal Spieler aus der Masse auf. Sobald sein Talent entdeckt ist, wird eifrig nach ihm geforscht, und trotzdem er wegen Geldmangels nicht faulenzen darf und nicht in der Lage ist, von einem vornehmen Turnier zum anderen zu reisen, tut er es dennoch, steigt in den ersten Hotels ab und führt das Leben seiner reichen Gegner.

Wie kann er das? Da ist etwas, wie der große Shakespeare sagt, „faul im Staate Dänemark“. Wie fair sind dagegen die Golfregeln? Dort begegnet der Amateur, der es sich leisten kann, dem Professional, der es sich eben nicht leisten kann, und sie messen sich in fairen und ehrenvollen Wettkämpfen. Ich glaube nicht, daß Golf auch nur annähernd ein so schönes Spiel ist wie Tennis; allerdings läßt es dieses an Volkstümlichkeit weit hinter sich. Dafür sind, wie ich glaube, hauptsächlich unsere Amateurregeln verantwortlich. Die Verhältnisse haben sich auch im Tennis gründlich geändert, aber die Regeln haben mit diesem Wandel nicht Schritt gehalten.

Seit langem schwebe ich in Unruhe und Unzufriedenheit. Da kam vom Westen der entscheidende Anstoß, der mich auf meinen Amateurismus verzichten und offen gegen diese ungerechten Geschäfte protestieren ließ. Er kam in der Person von Mr. C.C. Pyle. Sein ehrliches Zureden, seine überzeugende Aufrichtigkeit und seine amerikanische Geradheit gewannen die Oberhand und bekehrten selbst den Hohenpriester reinsten Amateurismus, meinen Vater.

Nun bin ich Professional; glücklich über meinen Entschluß, enthusiastisch über meine Zukunft, und aufrichtig in dem Glauben, daß ich nun Tausenden das Evangelium des Tennisspiels predigen werde. Die Anerkennung von Professionals kann dem Sport keinen Schaden zufügen, sie kann ihm nur nützen. Ich kenne Professionals, die ausgezeichnete Sportleute sind, und ich kenne Amateure, die es nicht sind. Es gibt keinen gültigen Grund, warum der Professional seine Fertigkeit nicht gegen den Amateur ins Treffen führen soll – ausgenommen der, daß sich der Amateur fürchtet.

Ich kann sagen, daß ich stets reiner Amateur war und reiner Professional sein werde.

Sport-Beilage

„Neuen Freien Presse“

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by „Neue Freie Presse“ for Austria and elsewhere by the North American Newspaper Alliance. All rights reserved. Reproduction in full or in part prohibited.

Weshalb ich Professional wurde.

Von Suzanne Lenglen.

In den zwölf Jahren, seit ich Meisterin bin, habe ich anderen buchstäblich Millionen zu verdienen gegeben, und ich selbst mußte tausende Francs allein an Renngeldern bezahlen, um mitspielen zu dürfen. In allen Riviereturnieren, bei denen ich gespielt habe, wurden durchschnittlich über 40.000 Francs an Eintrittsgeldern vereinnahmt. Ich habe an meiner Karriere so schwer gearbeitet, wie irgendein Mann oder eine Frau an der ihrigen. Und in meiner ganzen Lebenszeit habe ich keine 1000 Pfund verdient und keinen Penny durch meine Spezialität, mein Lebensstudium: Tennis. Das Renngeld für ein Tennisturnier beträgt gewöhnlich 100 Francs. Ich habe es stets erlegt; selbst wenn mein eigenes Spiel in einer Meisterschaft die Hauptattraktion des Tages war.

Ich bin 27 Jahre alt und nicht wohlhabend — sollte ich eine andere Laufbahn einschlagen und jene lassen, für die ich, wie man sagt, Genie habe? Oder sollte ich über die Aussicht auf tatsächliche Armut lächeln und fortfahren, ein Vermögen zu verdienen — für wen? Demokratie ist heute das Schlagwort. Was will man von dem armen Amateur? Wobon soll er leben? Soll der Sport den unabhängigen Reichen überlassen bleiben? Der Amateuismus verlangt, daß der Spieler ein selbständiges Einkommen habe, sonst verurteilt er ihn, da er dem Sport nur seine halbe Aufmerksamkeit widmen kann, zur Mittelmäßigkeit — oder zum Schwindel. Er räumt dem Reichen auf dem Spielplatz einen Vorteil ein. Das erscheint in einer Welt etwas sonderbar, die Jahrhunderte lang durch Revolutionen geschritten ist, um den Grundsatz der Gleichheit durchzusetzen.

Seitdem ich Tennis zu spielen begann, war mein Vater mein einziger Lehrer und Mentor. Er lehrte mich nicht nur die Schläge und die Taktik des Spieles, sondern er impfte mir auch seine eigene große Liebe für den Sport und die Regeln sowie die Bedingungen tief ein, unter denen es gespielt wird.

„Tennis“, pflegte er zu sagen, „ist ein reiner Sport, und um darin erfolgreich zu sein, mußt du stets eine untadelige Spielerin bleiben. Sobald du älter und im Spiel tüchtiger sein wirst, hast du großen Versuchungen zu widerstehen. Es werden auf dich, wie auf alle anderen reinen Amateure, zahlreiche Gefahren lauern. Sei vorsichtig, damit dir nichts deine Amateurqualifikation raube.“

Daraus ersieht man, daß der Amateuismus für mich stets eine Art Religion gewesen ist. Aber als ich etwas älter wurde, begannen sich in meine Religion kleine Zweifel einzuschleichen — kleine Widersprüche in den sogenannten Amateurregeln brachten in meiner Seele Gedanken sonderbarer Erkenntnis zum Reifen.

Ein kleiner Junge, der bei dem Nizzaer Lawn Tennis-Klub, bei dem ich gewöhnlich spielte, die Bälle aufhob, verriet auffallende Begabung und benützte seine freie Zeit, um einige Sous zu verdienen, indem er mit unseren fashionablen Mitgliedern spielte. Bald spielte er besser als die meisten, die ihn engagierten. Nichtsdestoweniger blieb ihm die Möglichkeit verschlossen, gegen sie bei Turnieren zu spielen — weil er für sein Spielen bezahlt worden war.

Als ich noch älter und im Spiel geschickter war, wurden meine Zweifel immer größer. Ich sah die Tribünen des Rivieraklubs vollgepfropft von vornehmen Zuschauern, die unerschwingliche Beträge bezahlt hatten, um dem Amateuerturnier beizuwohnen. Schließlich kam Wimbledon mit seiner ungeheuren Masse von Turnierenthusiasten. Tausende Menschen, erpicht hineinzugelangen, um die Amateure zu sehen, bereit, jeden Preis für einen Sitz zu bezahlen, und noch viele Tausend — viel mehr Tausende — harrten draußen weil sie die Kosten des Eintritts nicht erschwingen konnten.

Wohin kam das ganze Geld? Hat es dem Sport einen guten Dienst erwiesen, daß er Höchstpreise und Exklusivität schuf? War es fair gegenüber den Spielern, die es sich nicht erlauben konnten, Amateure zu bleiben, und war es fair gegenüber den Zuschauern, die Preise so hinaufzutreiben, daß nur die Prominenten sie bezahlen konnten?

Und schließlich, warum sollten nicht auch die Spieler etwas davon bekommen? Es kostet die meisten von uns jahrelange Übung und ein Lebenswerk. Wenn wir sogenannten Amateurspieler umsonst spielten, warum trüchtete man nicht auch eine Amateurtribüne, wo man umsonst zusehen konnte?

Die Frage verwirrte mich und die patentierte Ungerechtigkeit dieser Situation veranlaßte mich, die Sache mit meinem Vater zu besprechen. Er gab mir zu, daß in diesen Geschäften etwas faul sei, wußte aber weder Abhilfe zu schaffen noch meine vielen Fragen zu beantworten.

Die Kriegsgeschichte meines Landes ist allgemein bekannt. Unser Vermögen verlor an Wert und sein Kaufwert wurde kleiner und kleiner. Mein Vater klagte, daß das wirklich genügende Einkommen, dessen wir uns einst erfreuten, obgleich ungeschmälert, an Wert beträchtlich eingebüßt hatte. Der Luxus, den wir uns früher erlaubt hatten, mußte gewöhnlicher Behaglichkeit weichen. Andere Mädchen in meiner Lage verdienten ihr Nadelgeld auf verschiedene Arten, wie durch Musik und Malerei, was sie früher einmal gelernt hatten. Ich hatte mich ganz und gar dem Tennis verschrieben. Es war das einzige, das ich

wirklich gut konnte, aber nun war es mir verboten, damit nur einen Sou zu verdienen. Als ich zuletzt in Wimbledon spielte, nahmen sie bei der ersten Kartenausgabe zwölf Millionen Francs ein — wie viele hübsche Kleider könnte man dafür kaufen!

Ein kleiner, den Brüdern Burke gehöriger Riviera-Klub hatte das Glück, das Match zwischen der Meisterin von Amerika Helen Wills und mir zu arrangieren. Sie bauten Tribünen, die um 4000 Personen mehr saßen als gewöhnlich. Sie verdoppelten die ohnehin schon erstaunlich hohen Eintrittspreise. Am ersten Tage des Verkaufes waren die Karten vergriffen, Spekulanten erzielten fabelhafte Preise. In Häusern mit der Aussicht auf den Spielplatz wurden die Fenster zu Preisen vermietet, die früher einmal für das ganze Haus gezahlt wurden. Ein unternehmender Hauseigentümer entfernte die Ziegel seines Daches und besteuerte die Zuschauer für die Erlaubnis, ihre Köpfe durch die Lücher zu stecken, um etwas vom Spiel zu sehen. Am Tage des Spieles mußte die Gendarmerie den Platz vor der entlaufenden Menge schützen, die keine Eintrittskarten erstanden hatte. Die Leute waren bereit, für den Eintritt zu bezahlen. Es waren zum größten Teil wohlhabende Leute, die für die Erlaubnis zahlen wollten, Miß Wills und mich — zwei Mädchen in bescheidenen Verhältnissen — miteinander spielen zu sehen — um nichts. Wieder ging mir die Frage durch den Kopf: wenn wir Amateure ein Lebenswerk für nichts beistellen müssen, warum gibt es keine Amateurtribüne, von der man umsonst zusehen kann?

Schließlich überlegte ich, was zu erwarten sei. Die Besitzer dieser Klubs, bei denen ich so oft spielte, waren zummeist pfliffige Geschäftsleute, die darauf sahen, daß ihnen diese Turniere tüchtige Profite eintrugen. Mit wenigen Ausnahmen floß der Gewinn aus diesen Amateurexhibitions in die Taschen Privater. Aber dabei mußte nicht nur das Publikum Eintrittsgeld zahlen, sondern auch die Spieler hatten eine hohe Meldegebühr zu entrichten, um am Turnier teilnehmen zu dürfen. Der Klubherr bekommt Geld von beiden Seiten. Nach diesen absurden und veralteten Amateurregeln kann nur ein reicher Mensch mitspielen, und es ist Tatsache, daß nur reiche Leute mitwirken. Ist das fair? Gereicht dies dem Sport zum Vorteil? Macht es Tennis populär — oder trägt es nicht dazu bei, eine riesige Zahl von Tennistalenten zu unterdrücken und zu behindern, die in den Körpern junger Männer und Mädchen schlummern, deren Namen nicht im Register der Gesellschaft eingetragen sind?

Trotz dieser Hemmnisse taucht manchmal ein Spieler aus der Masse auf. Sobald sein Talent entdeckt ist, wird eifrig nach ihm geforscht, und trotzdem er wegen Geldmangels nicht faulenzeln darf und nicht in der Lage ist, von einem vornehmen Turnier zum anderen zu reisen, tut er es dennoch. steigt in den ersten Hotels ab und führt das Leben seiner reichen Gegner.

Wie kann er das? Da ist etwas, wie der große Shakespeare sagt, „faul im Staate Dänemark“. Wie fair sind dagegen die Golfregeln? Dort begegnet der Amateur, der es sich leisten kann, dem Professional, der es sich eben nicht leisten kann, und sie messen sich in fairen und ehrenvollen Wettkämpfen. Ich glaube nicht, daß Golf auch nur annähernd ein so schönes Spiel ist wie Tennis; allerdings läßt es dieses an Vollständigkeit weit hinter sich. Dafür sind, wie ich glaube, hauptsächlich unsere Amateurregeln verantwortlich. Die Verhältnisse haben sich auch im Tennis gründlich geändert, aber die Regeln haben mit diesem Wandel nicht Schritt gehalten.

Seit langem schwebte ich in Unruhe und Unzufriedenheit. Da kam vom Westen der entscheidende Anstoß, der mich auf meinen Amateuismus verzichten und offen gegen diese ungerechten Geschäfte protestieren ließ. Er kam in der Person von Mr. C. C. Byle. Sein ehrliches Zureden, seine überzeugende Aufrichtigkeit und seine amerikanische Geradheit gewannen die Oberhand und bekehrten selbst den Höhengriecher reinsten Amateuismus, meinen Vater.

Nun bin ich Professional; glücklich über meinen Entschluß, enthusiastisch über meine Zukunft, und aufrichtig in dem Glauben, daß ich nun Tausenden das Evangelium des Tennisspiels predigen werde. Die Anerkennung von Professionals kann dem Sport keinen Schaden zufügen, sie kann ihm nur nützen. Ich kenne Professionals, die ausgezeichnete Sportleute sind, und ich kenne Amateure, die es nicht sind. Es gibt keinen gültigen Grund, warum der Professional seine Fertigkeit nicht gegen den Amateur ins Treffen führen soll — ausgenommen der, daß sich der Amateur fürchtet.

Ich kann sagen, daß ich stets reiner Amateur war und reiner Professional sein werde.